



Bogotá, vor wenigen Tagen: Gegen die andauernden Proteste frustrierter Kolumbianer, von denen manche ums Leben kamen, setzt die Staatsmacht Wasserwerfer ein.

Foto AFP

Der dunkle Hintergrund des Lebens

Tomás González ist der große kolumbianische Erzähler nach Márquez: Sein neuer Geschichtenband beweist es.

Zur großen Kunst von Tomás González gehört es, dass er uns die Menschen, über die er schreibt, sinnlich vor Augen führt. Das machen auch andere Schriftsteller, entscheidend aber sind die Mittel, die sie dabei verwenden.

González macht die Menschen sichtbar, indem er sie isoliert. Schon sein erster Roman – „Am Anfang war das Meer“ (1983) – zeigt ein Liebespaar auf einer Insel, das dort ein anderes Leben führen will und dabei scheitert. Immer wieder proben seine Menschen den Ausbruch, und auch in dem Erzählband „Die stachelige Schönheit der Welt“ ist es so.

Der Herausgeber Peter Schultze-Kraft legt eine gut komponierte und vorzüglich übersetzte Auswahl von Texten vor, die zwischen 1993 und 2019 entstanden sind. Neben den oft autobiographisch grundierten Romanen, die ihn in Deutschland bekannt gemacht haben, wird in diesem Band der weite Horizont sichtbar, den González in seinem Werk aufspannt. In manchen der Erzählungen spürt man einen epischen Atem, der einen ganzen Roman tragen könnte, und oft umfassen sie das gesamte Leben des Protagonisten oder eine entscheidende Phase, in der sein Leben eingekapselt ist.

Die erste Erzählung, „Ein unwahrscheinliches Grün“ (1993), beginnt mit dem Satz: „Nach der Tragödie blieben sie noch eine

Zeit lang in Bogotá.“ Ein naher Mensch scheint gestorben zu sein, aber darüber erfahren wir nichts, denn nicht von der Tragödie erzählt González, sondern von ihren Folgen im Leben des Mannes, den sie getroffen hat. Er ist ein erfolgreicher Maler, der – völlig aus der Bahn geworfen – eine Weile als Obdachloser lebt und nur mühsam wieder Fuß fasst. In den Bars, in denen er sich betrinkt, zeichnet er die Kunden, um Geld für Alkohol zu verdienen. „Die Zeichnungen waren so dunkel wie die Bars, und die Porträtierten, obwohl zu erkennen, waren halb von der Dunkelheit verschluckt. Doch das Dunkel kam nicht von den Orten, sondern aus einem bodenlosen Abgrund.“

Dann steigt der Maler noch tiefer in die Unterwelt hinab, übernachtet in U-Bahn-Stationen, hängt „seine Zeichnungen an das Eisengitter einer Tür, die am Ende eines Ganges den Weg zu einer mit Unrat übersäten, in tiefes Dunkel führenden Treppe versperrte“. Die Bilder „waren immer schwerer zu verstehen, sie schienen abstrakt zu sein“, doch sah man genau hin, so „konnte man menschliche Gestalten erkennen, die im Dunkel gleich hinter dem verlöschenden Licht atmeten“.

In den Zeichnungen, die diesen Niedergang begleiten, führt uns González die Bildhaftigkeit seines eigenen Erzählens vor. Die Geschichte spielt in den Vereinigten Staaten, denn nach der Tragödie hat der Maler Kolumbien verlassen, und wie vieles in den Werken des Schriftstellers hat auch das einen autobiographischen Hintergrund: 1950 in Medellín geboren, lebte González von 1983 bis 2002 in den Vereinigten Staaten, bevor er wieder in seine Heimat zurückkehrte.

Ein Grund für dieses lange Exil mag der mörderische Terror gewesen sein, der in Kolumbien herrschte. Die Guerilla-Kriege, in denen sich kommunistische Rebellen einst gegen ein korruptes System erhoben, waren längst zu Machtkämpfen verbrecherischer Drogenkartelle geworden. „La Vio-

lencia“ war das Schlagwort einer ganzen Epoche, und oft, mehr oder weniger latent, ist in González' Romanen eine Gewalttätigkeit spürbar.

Ist das auch in der Geschichte von dem Maler so? Ist der Tod, der ihn aus seiner Bahn wirft, ein Mord gewesen? González sagt es uns nicht, und auch das ist ein Kennzeichen seiner Kunst: Er lässt vieles in der Schwebe, und der Leser muss das Ungesagte ergänzen, das hinter den Zeilen steht wie die Dunkelheit auf den Zeichnungen des Malers.

In „Gettopalmen“ (2012) lesen wir, wie eine Bande kolumbianischer Drogenhändler in New York ihr Ende findet. Der Spitzel, der sie ans Messer liefert, heißt Ignacio, und in der Nacht, in der die Bande auffliegt, schleust die Polizei ihn und seine Geliebte ins Ausland. Im Hotel, in dem sie vor dem Abflug übernachten, will er mit ihr schlafen, sie aber weist ihn zurück. „Jetzt nicht“, sagt sie zu ihm: „Wie kannst du nur? Doch nicht jetzt.“ Und so endet die Erzählung: „Ignacio hat nie herausfinden wollen, ob sie das, was danach kam, ‚du Verräter, du Schwein‘, wirklich gesagt oder ob er es sich nur eingebildet, ob er es geträumt hat.“

Klingt in diesem Ende auf der Grenze zwischen Wirklichkeit und Traum der magische Realismus an, den wir seit Gabriel García Márquez mit der kolumbianischen Literatur assoziieren? González ist um eine Generation jünger, und die Mythen des Landes, mit denen Márquez noch aufgewachsen ist, stehen ihm nicht mehr zur Verfügung. Aber er weicht ihnen nicht aus, und in zwei Erzählungen setzt er sich mit ihnen auseinander.

In „Die Heimkehr der verlorenen Tante“ (2016) stattdet er die Titelfigur mit übernatürlichen Kräften aus, lässt mit wundervoll leichter Ironie eine Reihe komischer Szenen entstehen, bringt den Leser zum Lächeln. Im gleichen Jahr, 2016, erschien auch die letzte Erzählung des Bandes, „Reise an die Küste“. Auch sie scheint ironisch

zu sein, jetzt aber mischt sich Nachdenklichkeit in das Lächeln des Lesers.

Eine erste Fassung der Erzählung lag schon 2013 vor, als Márquez noch lebte. González hatte sie als Hommage für den Altmeister der kolumbianischen Literatur konzipiert, und in diesem Licht wird ihre Tiefe sichtbar. Ein alter Mann, Don Rafael, hat sein Gedächtnis verloren – wie Márquez selbst, der am Ende seines Lebens an Demenz litt. Früher reiste er jedes Jahr an die Küste, und auch diese Reise findet weiter statt, aber nur noch als Inszenierung: Das Wohnzimmer wird zum Zugabteil, auf den „Bahnhöfen“ tritt die Familie in Verkleidungen auf, kontrolliert Fahrkarten, verkauft Speisen, die der Vater auf der Reise zu essen liebte, lässt eine erleuchtete Blechscheibe als „Mond“ aufsteigen.

Doch das ist keine Parodie auf die Mythen der Vergangenheit, es ist ihre tiefste Interpretation. Helden der Geschichte ist die alte Ehefrau, die das alles für ihren Mann tut. Solange er noch Freude an diesen Dingen hat, ist er am Leben – und darum kämpft sie mit aller Kraft.

Auch sie nimmt diese „Reise“ ernst und denkt an die Verwandten, die an der Küste leben. Sie werden ihren Mann nicht mehr gehen lassen, weil die Rückfahrt zu schwer für ihn ist, sie aber wird ihn wieder nach Hause bringen. Erst wenn alle Freude ihres Mannes erlischt, heißt es im letzten Satz dieses schönen Buches, „erst dann würde sie – und wenn es ihr das Herz bräche – zulassen, dass Don Rafael die Reise mit dem Flugzeug, der Eisenbahn oder sonst was absagte und nicht mehr zurückkehrte“.

JAKOB HESSING



Tomás González: „Die stachelige Schönheit der Welt“. Erzählungen. Aus dem Spanischen von Peter Schultze-Kraft u. a. Edition 8, Zürich 2021. 240 S., geb., 21,20 €.

Bruchstücke eines Misstands, der endlich erforscht gehört

Ayaan Hirsi Ali sammelt Belege für die Bedrohung von Frauenrechten durch muslimische Einwanderung

Die gegenwärtige Debatte um Zuwanderung ist von Extrempositionen geprägt. Auf der einen Seite befinden sich diejenigen, die eine Sonnenscheinperspektive auf die Migrationsgesellschaft hochhalten und problematische Seiten verschweigen. der anderen Seite wird Einwanderung auf Kriminalität und Terrorismus reduziert und als Bedrohung des westlichen Lebensstiles dämonisiert. Besonders dann, wenn es um den Islam und um die Situation von Frauen geht, wird die Sache schwierig. Ein Ereignis, das die unterschiedlichen Positionierungen wie in einem Brennglas auf den Punkt brachte, war die Silvesternacht 2015/2016, in der in Köln und anderen Städten massenhaft sexuelle Übergriffe auf Frauen verübt wurden.

Polizeisprecher und Medien verschwiegen die Taten zunächst und reagierten erst, als Bilder, Berichte und Videos tausendfach in den sozialen Netzwerken kursierten. Danach brach eine Diskussion aus, die bezeichnend war. Rechte Organisationen, die bislang nicht durch sonderlich emanzipative Haltungen aufgefallen waren, gerieten sich als Verteidiger von Frauenrechten, linke Aktivistinnen relativierten die Ereignisse durch zweifelhafte Vergleiche mit dem Oktoberfest und Karnevalsveranstaltungen. Sachliche Erörterungen waren selbst in der Wissenschaft schwierig, da intersektionale Feministinnen reflexartig Rassismusbewürfe erhoben, weil Migranten im Zentrum gesellschaftlicher Kritik standen.

Jetzt ist das Thema wieder da. „Beute“ lautet der Titel des Buchs von Ayaan Hirsi Ali, das auf vierhundert Seiten Belege für die im Untertitel festgehaltene These zusammenträgt, muslimische Einwanderung bedrohe westliche Frauenrechte. Die Ereignisse auf der Kölner Domplatte werden darin als Menetekel zukünftiger Dystopien an die Wand gemalt. Das Cover zeigt zwei Frauen, die Rücken an Rücken stehen und in entgegengesetzte Richtungen blicken. Eine von ihnen hat offene blonde Haare, die andere ist in weite schwarze Tücher gehüllt, die nur die Augen frei lassen. Das ist sicherlich verkaufsfördernd, aber auch plakativ und löst bei allen, die nicht schon immer glaubten, dass Muslime ein Übel darstellen, spontane Abwehr aus. Geht es noch greller, fragt man sich unwillkürlich.

Die Autorin des Werkes hat sich den Ruf erarbeitet, Themen an die Öffentlichkeit zu bringen, die den Tabuisierungen der politischen Korrektheit zum Opfer fallen. Ihre Fundamentalkritik am Islam ist auch biographisch bedingt. Ali wurde in Somalia geboren, genital verstümmelt und von einem Islamlehrer schwer misshandelt. Der Zwangsehe mit einem Cousin widersetzte sie sich durch Flucht in die Niederlande. Hier wurde aus einem Mädchen, das im Geist der Muslimbruderschaft erzogen worden war, eine Atheistin. Sie bildete sich, engagierte sich politisch und kritisierte die islamisch begründete Frauenunterdrückung. Mit dem Künstler Theo van Gogh produzierte sie einen Film, der diese Kritik in provokative Bilder fasste. Van Gogh wurde dafür von einem Islamisten auf offener Straße ermordet, und auch Ali war ihres Lebens seitdem nicht mehr sicher.

Wie überlebt man eine solche Kette traumatisierender Erfahrungen? Ayaan Hirsi Ali entschied sich, in die Offensive zu gehen und vor Verhältnissen zu warnen, deren Folgen sie am eigenen Leib erfahren musste. Sie wohnt mittlerweile in den Vereinigten Staaten und gehört zu den schärfsten international bekannten Kritikerinnen ihrer ehemaligen Religion. Ihre Publikationen sind allesamt streitbar und umstritten. Für die einen ist sie eine Frau, die Klartext spricht, an-

dere halten sie für islamophob. Das gilt wohl auch für ihr neues Buch.

Mit Fundstücken aus Zeitungen, wissenschaftlichen Studien, Polizeistatistiken, Umfragen, Gerichtsprotokollen und Gesprächsnotizen untermauert sie ihre zentralen Aussagen, dass der öffentliche Raum für Frauen in den vergangenen Jahren unsicherer geworden sei, dass sexuelle Gewalt zugenommen habe und Frauen sich immer stärker aus der Öffentlichkeit zurückzögen. Da sie mit Gegenreaktionen rechnete, streut sie Bekundungen ein, dass sie nicht alle Muslime meine, auch nicht alle muslimischen Männer, und dass sie weder für Zuwanderungsgrenzen noch für Abschiebungen sei. Immerhin



Ayaan Hirsi Ali: „Beute“. Warum muslimische Einwanderung westliche Frauenrechte bedroht. Aus dem Englischen von K. Petersen und W. Roller. C. Bertelsmann Verlag, München 2021. 432 S., geb., 22.– €.

habe sie selbst von großzügigen Asylregularen profitiert. Das macht ein bisschen ratlos, denn gerade dieser Eindruck entsteht beim Lesen des Buches, in dem die Effekte der jüngeren Zuwanderungsbewegung auf sexistische Gewalt verdichtet werden. Die Lösungsansätze, mit denen die Publikation endet, entstammen dem üblichen Repertoire konservativer Integrationspolitik, sind aber insgesamt wenig ausbuchstabiert.

Die Bedeutung des Buchs liegt primär darin, dass es ein tabuisiertes Thema adressiert. Es ist unbestreitbar, dass muslimisch geprägte Länder in internationalen Gender-Rankings besonders schlecht abschneiden. Fakt ist ebenso, dass Rechtssysteme, wenn sie sich auf islamische Quellen stützen, Frauen benachteiligen und geeignet sind, sexuelle Gewalt zu legitimieren. Ähnliches gilt für patriarchalische Traditionen, die übrigens nicht nur in muslimischen Kontexten Belästigungen bis hin zu Vergewaltigungen begünstigen. Doch was bedeutet dies für Einwanderungsgesellschaften? Behalten Migranten ihre Prägungen in Europa bei? Hier gilt es zu differenzieren. Es gibt etliche Migranten, die froh sind, den repressiven Gepflogenheiten der Heimat entkommen zu sein. Sie schätzen besonders die in Europa gesetzlich garantierte Gleichberechtigung der Geschlechter. Viele Muslime sind erbitterte Kritiker frauenfeindlicher Koranauslegungen und arbeiten an entsprechenden Reformen. Aber es gibt auch diejenigen, die Normen ihrer Herkunftregionen beibehalten oder in der Fremde noch konservativer werden. Einige Männer missbrauchen die europäischen Freiheitsrechte und leiten daraus einen Freibrief für Übergriffe ab.

Die von Ali zitierten Beispiele alarmieren, doch wie repräsentativ sind sie? Ziehen sich Frauen tatsächlich messbar aus dem öffentlichen Raum zurück, und wenn ja, wo sind diese No-go-Areas? Wie sieht es aus mit segregierten Milieus, in denen patriarchalische Strukturen gepflegt werden? Die Datenlage ist schlecht, schreibt Ali, und darin ist ihr recht zu geben. Mehr als dispartate Bruchstücke eines Misstands, von dem wir nicht wissen, wie gravierend er ist, gibt es nicht. Die von Ali gesammelten Hinweise sollten jedoch als Ansporn verstanden werden, endlich einmal substanzzielle Forschungen in diesem Bereich zuzulassen und zu fördern. Selbst dann, wenn die skizzenhaften Ausschnitte nicht ohne Weiteres generalisiert werden können, sind sie doch so beunruhigend, dass etwas getan werden muss. SUSANNE SCHRÖTER

Morgenroutinen des Sonnenkönigs

Amerikanischer Beitrag zur französischen Literaturgeschichte: Ein historischer Roman von Janet Lewis erscheint als „Verhängnis“ erstmals auf Deutsch

Man sollte sich vom Titel nicht täuschen lassen. Dessen Absicht ist wohl, das Buch in Anlehnung an die sogenannte Millennium-Trilogie des schwedischen Erfolgsautors Stieg Larsson besser verkaufen zu können: „Verblendung“, „Verdammnis“, „Vergebung“ – und nun eine weitere Fortsetzung: „Verhängnis“! Wer eine skandinavische Gewaltorgie erwartet, wird aber rasch enttäuscht. Keine Triebmorde in nordischen Fichtenwäldern, keine unter Lichtmangel leidenden, depressiven Ermittler. Stattdessen: Frankreich, siebzehntes Jahrhundert, der Sonnenkönig und die Seinen. Ein weiterer, in diesem Fall an Absurdität grenzender Beleg für die Um- und Neubetitelung von Übersetzungen seitens deutscher Verlage, der übrigens auch Larssons Romane selbst zum Opfer gefallen sind: „Verdammnis“, zum Beispiel, ist im schwedischen Original „Flickan som lekte med elden“ betitelt, wörtlich: „Das Mädchen, das mit dem Feuer spielte“. Janet Lewis' 1959 unter dem Titel „The Ghost of Monsieur Scar-



Janet Lewis: „Verhängnis“. Roman. Aus dem amerikanischen Englisch von Susanne Höbel. Mit einem Nachwort von Julia Encke. Dtv, München 2020. 448 S., geb., 24.– €.

ron“ erschienenem, nun in deutscher Erstübersetzung vorliegendem Roman geht alles Reißerische ab, zumal in den ersten zwei Dritteln der insgesamt 448 Seiten.

Die Handlung ist angesiedelt in zwei gesellschaftlichen Sphären, die kontrastreicher nicht sein könnten: am Hofe Ludwigs XIV., der sich in einer kritischen Phase seiner Herrschaft befindet und auch sonst einen dekadenten Lebensstil pflegt, und in den Straßen von Paris, dessen Einwohner in Dreck und Armut darben. Auslöser der Handlung ist ein Skandal nach der Veröffentlichung einer Schmähschrift, die in der Hauptstadt kursiert. Sie macht sich mit derbem Humor lustig über den König und seine Mä-

tressen. Deswegen auch der Titel des Romans, der zugleich der Titel des Pamphlets ist: Der erste Ehemann der letzten und berühmtesten Mätresse des Königs, Madame de Maintenon, war der damals in Frankreich bekannte Komödienautor Scarron. Er verstarb schon 1660, während die Handlung des Romans – mit ihm als „Geist“ – 1694 spielt.

Der König wütet, als er das anonyme Schriftstück zu Gesicht bekommt, und schickt seinen schärfsten Mann, den Polizeichef von Paris, auf die Suche nach denen, die es verfasst und verbreitet haben. Die Suche führt hinein ins Milieu der Buchbinder, in dem sich eine Intrige ereignet. Von ihr wird parallel zum Königsdrama in den oberen Rängen erzählt – und zwar in aller Ausführlichkeit, mit sorgfältigen Figurenzeichnungen und viel Sinn für soziale Zeitumstände: Ein junger Lehrling schiebt die Skandalschrift dem Ehemann seiner Geliebten unter, der zugleich sein Meister ist, und verrät diesen an die Polizei.

Für das Liebespaar, Paul und Marianne, realisiert sich aber weder der verbote-

ne Traum einer gemeinsamen Zukunft, noch kommt der Betrogene mit der vom Betrüger erwarteten milden Bestrafung davon, im Gegenteil.

Anders als der Plot es nahelegt, wird es bei all dem nur passagenweise wirklich spannend. Prägend für den Roman ist weniger die kriminalistisch angehauchte Whodunit-Struktur, sondern vielmehr das, was Roland Barthes als „effets de réel“ bezeichnete, als „Realitätseffekte“. Lewis' großes Epochenporträt umfasst noch letzte, ja allerletzte Details. Fast wie in einem hyperrealistischen Gemälde wirkt dies in der Schilderung des „Lever“, also der zeremoniellen Morgenroutinen des Königs, oder in der für Leser schmerzhaften Darstellung einer Gebissbehandlung durch einen wandernden „Zahnzieher“.

So erzählen zu können setzt umfassende Kenntnisse des zeitgenössischen Alltags- und Gesellschaftslebens voraus, und so ist „Verhängnis“ nicht zuletzt das Ergebnis einer imponierenden Rechercheleistung. Lewis weiß alles über die religiösen Bräuche der Zeit, die politi-

schen Zustände und Rechtsfragen, über das Druckwesen, die Buchkultur, die literarische Welt – und so fort. Für das, was sich nicht unbedingt in historischen Darstellungen nachlesen lässt, gerade für eine zeittypische Sprache der Liebe, fehlen der Autorin indes eigene, auch heute noch überzeugende Worte, und das ist sicher nicht auf die makellos-elegante Übersetzung von Susanne Höbel zurückzuführen.

Aber vielleicht liest man das Buch ohnehin zu oberflächlich, wenn man es nur auf historische Akkuratess hin befragt. „Mit Geschichte will man etwas“, sagte Döblin, und das ist in diesem Fall nicht anders. Reizvoll ist die von Julia Encke im Nachwort formulierte These, die 1899 in Chicago geborene Amerikanerin Lewis, die nicht nur Schriftstellerin, sondern auch politische Aktivistin war, wolle der von männlichen Perspektiven bestimmten Liebesdarstellung bei Stendhal und Maupassant den Blick ihrer vielschichtigsten Figur gegenüberstellen, also der Figur der Marianne. Demnach stünde hinter dem Buch das Stre-

ben nach weiblicher Repräsentation, es wäre ein amerikanischer Beitrag zur Steigerung der Diversität in der französischen Literaturgeschichte.

Kein Zufall also, dass Janet Lewis' transatlantischer Roman gerade heute für das deutschsprachige Lesepublikum neu entdeckt wird. Die Frage ist wohl nur, ob es auch dazu bereit ist, sich ästhetisch auf das Buch einzulassen: auf dessen äußerst kleinteiligen, am neunzehnten Jahrhundert geschulden, etwas gemächlichen Realismus, der dem Roman als einem Historiengemälde zwar unbedingt entgegenkommt, aber die eingebettete Geschichte um Liebe und Verrat immer wieder ausbremst, ja teilweise zäh werden lässt.

Dass die Fans der Werke von Stieg Larsson, vom falschen Titel angelockt, darin sogar einen Vorzug sehen könnten, ist natürlich nicht auszuschließen. „Verhängnis“ wäre dann ein literarisches Beruhigungs- und Entschleunigungsmittel, das ihnen nur mehr Lust machte auf stakkatohaftes Morden in nordischen Gefilden. KAI SINA